

sich der Schriftsteller als Mensch nicht zu entziehen vermag, wobei er dann das Schrifttum in seiner Gesamtheit erfassen wird. Eine Interessensvertretung des Berufsschrifttums gegenüber den entscheidenden Faktoren und den Verlegerverbänden ist eben nicht nur eine rein wirtschaftliche, vielmehr auch eine rechtliche Forderung. Ob und wie diese Interessensvertretung unter Umgehung der Schriftstellerorganisation (durch freie Wahlen: aber woher will man denn die zu Wählenden kennen, und wer prüft die Wahlberechtigung der Wähler?) möglich ist, wissen wir nicht. Auch nicht, ob ganz lose allgemeine Schriftstellerverbände das Richtige sind oder die immer mehr sich spezialisierenden Fachverbände (Erzähler, Kritiker, Dramatiker, Essayisten) die Zukunftsform darstellen. Wir wissen auch nicht, ob die geistigen Opfer, die jede Zugehörigkeit zu einem solchen Verbände jedesmal erfordern/muß, wirklich berechtigt sind nicht zu unheilbaren Konflikten führen müssen. Wir wissen nur folgendes: Eine Schriftstellerorganisation kann nicht rein wirtschaftliche Ziele haben, sie darf nur Berufsschriftsteller zu Mitgliedern haben, diese bedürfen dringend des wirtschaftlichen Schutzes, und letzteres kann wiederum nur durch die Organisation erzielt werden. Ob aber der Wille dafür da ist, kann nur persönlich entschieden werden. Soviel steht jedenfalls fest: Schriftstellervereinigungen sind Berufsvereinigungen. Die Schriftsteller kommen (außerhalb des von ihnen selber frei gewählten Zirkels) bloß dann miteinander aus, wenn sie einander aus dem Wege gehen.

Vielleicht daß eine große Zeit, die zum geistigen Zusammenschluß drängt, hier Abhilfe schaffen könnte. Unsere Zeit ist zweifellos eine solche. Die Not des kulturellen Deutschland macht einen Zusammenschluß aller Geistigen geradezu zur nationalen Pflicht. Es fehlt indes tatsächlich eine derartige nicht zu überwindende Zerrissenheit im deutschen Schrifttum, daß man sich allen Ernstes immer wieder fragt, ob wir überhaupt noch ein deutsches Schrifttum haben oder nur noch ein Schrifttum in deutscher Sprache?

Gedanken über André Gide

Von Otto Grautoff (Berlin)

Solange unter politischem Druck und Gegen-
druck einzelne Intellektuelle, die die Wieder-
aufnahme internationaler Beziehungen ein-
leiten wollten, die verschiedenen Rassen und
Völker als Brüdergemeinde zusammenzuschließen trach-
teten, ist die Verständigung über gefühlvolle Worte
und sympathische Armbewegungen nicht hinausgekomen.
Nachdem aber der wirtschaftliche Zustand Europas
jedem Volk die Erkenntnis aufgedrängt hat, daß
einer auf den andern angewiesen ist, und verschiedene
Gruppen Versuche unternahmen, einer Zusammen-
arbeit der Völker eine reale Basis zu schaffen, rückt
Verständigung in das Bereich der Möglichkeit. Die

wirtschaftliche und politischen Verhältnisse haben den
Verständigungsgedanken gewandelt. Der Glaube, daß
die Völker Europas ein einzig Volk von Brüdern
werden können, ist an der politischen Realität zer-
schmolzen. Jedes Volk hat die Kraft erkannt, die
zwischen ihm und dem Nachbar liegt. Verständigung
heißt heute das Trennende erkennen und die Tren-
nung überbrücken wollen. Es gibt Kreise in Frank-
reich, die in großzügiger Weise einen solchen Brücken-
bau vorbereiten. In diesen Blättern ist kürzlich dar-
auf hingewiesen, daß auch André Gide in diesem
Sinne eine Verständigung wünscht und sucht, und daß
die „Nouvelle revue française“ sich zum Sprachrohr
einer Annäherung machen will. Der Augenblick er-
scheint daher zu fordern, daß man sich in Deutschland
die Frage stellt: Wer ist André Gide?

Gides Name ist in Deutschland nicht unbekannt.
Schon 1904 hat Rudolf Kähler seinen „Philoktet“
übertragen. Franz Blei übersetzte 1909 den „Schlecht
gefehlten Prometheus“, und Felix Paul Greve
hat zwischen 1907 und 1914 „Den Liebesversuch“,
„Die enge Pforte“, „Saul, der Immoralist“ und
„Die Sümpfe“ in deutscher Sprache herausgegeben.
Leider sind die meisten dieser Bücher vergriffen und
nicht wieder neu aufgelegt worden. Die letzten Ar-
beiten Gides sind in Deutschland unbekannt. Es ist
auch in Frankreich mehrere Bücher (z. B. „Le
Carnet“) aus dem Handel verschwunden sind. Daher ist es zu
begrüßen, daß der zweiundfünfzigjährige Schriftsteller
gerade jetzt im Verlag der „Nouvelle revue fran-
çaise“ einen Band „Morceaux choisis“ herausgibt,
der auf 462 Seiten in Groß-Oktav aus allen Pe-
rioden und allen Schriften eine gute Auswahl bringt.
Allerdings um Gides Werden von Anfang an Ver-
folgen zu können, müßte man nicht nur seine Bücher
in der Originalsprache vor sich haben, sondern auch die
Zeitschriften, die er gegründet und an denen er mit-
gearbeitet hat.

Um die Gestalt Gides einschätzen zu können, genügt
es nicht, zu wissen, daß dieser Aufsatz im „Occident“
und jener in der „Erémite“ erschien, sondern man
müßte auch wissen, was das für Arten von Zeit-
schriften gewesen sind, durch welche Kreise Gides
Entwicklung gegangen ist. Da mir die kostbare Samm-
lung dieser unersehblichen Dokumente in der Folge
des Vertrages von Versailles genommen worden ist,
kann ich in einer Betrachtung über André Gide,
mich allein auf die soeben erschienenen „Morceaux
choisis“ stützend, nichts Umfassendes, keine weit aus-
holende und alles berücksichtigende Darstellung geben,
sondern nur lose aneinandergereihte Gedanken.

Ich nehme davon Abstand, den Stillen Gide
zu würdigen, und verweise auf das Schlußkapitel
von Jacques Rivière's Studien, die soeben in der
Übersetzung von Hans Jacob bei Gustav Kiepen-
heuer erschienen sind. Rivière, der umsichtige Schrift-
leiter der „Nouvelle revue française“, hat in dieser
vor zehn Jahren geschriebenen Würdigung seines
Meisters ein schönes Beispiel gegeben, wie ein ganz

Junger einen reifen, zeitgenössischen Dichter ehrt, ohne Überdwang, ohne rasselnde Attribute, ohne Gleichsetzung mit Homer oder Dante, mit Maß, mit Würde, mit einer stillen und zärtlichen Deutungsart, der ein langjames und alles aufnehmendes Sichverjerten in das Wert vorangegangen ist. Jacques Rivière ist unter den Jüngeren einer der feinsten Stilisten. Er führt eine klare, scharfe Sprache, die am leuchtendsten wird, wenn sie lächelnd viele kleine Spitzen hervorkehrt. Diese Spitzen schnellen nicht plötzlich auf, sondern verbergen sich periodenlang unter einer Art von Zustimmung, deren Ironie erst deutlich wird, wenn sich unter dem verschleierte Spott allmählich die Spitze abzeichnet. Das Schillern seines Stils, der lange unsichtbare Geheimnis seiner Perioden, das auf Ironie Hinzulende und wieder von der Ironie Zurückweichende — alles das hat Jacques Rivière aus dem französischen 18. Jahrhundert. Es findet sich schon in André Gides Lieblingsbuch: „Les liaisons dangereuses“, das auch dem Jünger und Apologetiker teuer sein muß. In den „Morceaux choisis“ steht in einer Anmerkung, in der Gide sich in einem Grad von innerer Empörung gegen Faguet auflehnt: „Et puis, enfin, je suis peut-être sensible au sublime.“ Hört man aus dem Rhythmus des Satzes und aus dem ironischen *peut-être* den Zorn heraus gegen jenen Nachwächter der Literatur? Ich hielt an bei dem sublime, diesem unübersetzbaren, mit keinem deutschen Wort wiederzugebenden Begriff aus der französischen Klassik. Wer den Geist des siebzehnten Jahrhunderts in sich aufgenommen und das achtzehnte Jahrhundert als eine Verfeinerung, Sublimierung des Vorausgegangenen begriffen hat, der fühlt, was dieser französische Begriff umschließt. — Gide sucht le sublime. Rivière und seine Generation haben Gide gerade darum ihre Liebe, Verehrung und Anbetung geschenkt. Seine Studie über den Meister sucht überall das Sublime und wird warm und wärmer in der Apostrophierung des Dichters, je häufiger er das Sublime aufleuchten sieht. Einmal rühmt Rivière an Gide: „Diese leidenschaftliche Zurückhaltung, diese frühreife Resignation.“ Das sind andere Worte für Maß und Würde, die idealen Forderungen des Klassizismus. Dazu lese man in den „Morceaux choisis“, Seite 99, wie Gide erstens die Verse Baudelaires:

„Là, tout n'est qu'ordre et beauté
Luxe, calme et volupté“

als eine „cascade de mots“ empfindet, und zweitens in ihnen nicht nur ästhetische Forderungen, sondern eine Rangordnung ästhetischer Forderungen erkennt. Man kann diese Einstellung Gides kommentieren, wie man will, letzten Endes wird man immer wieder auf die Formel des Klassizismus kommen. Klassizismus wird im Deutschen häufig gleichgesetzt mit Rüchternheit, Trockenheit, Akademismus. In Frankreich ist der Begriff lebensvoller, so lebensvoll, daß ein Klassizist wie André Gide ergriffen Goethes Wort in sich hineintrifft: „Le tremblement est le

meilleur de l'homme.“ Im Auswahlband ist dieser Satz gesperrt gedruckt, und Gide fügt in einer Anmerkung hinzu: „das Schaudern“, weil diesem Wort im Französischen nichts Gleichwertiges gegenüberstellen ist. Gide, der außer Goethe auch Heine, Schopenhauer und Nietzsche in sich aufgenommen hat, faßt das deutsche Problem scharf ins Auge, indem er schreibt: „La secrète faiblesse de l'Allemagne c'est de ne pas pouvoir nous détester“ und ein anderes Mal: „Je n'ose dire, il est vrai, quoi de plus allemand que Goethe? Car à l'endroit de l'Allemagne, la Prusse est responsable d'un terrible malentendu. La Prusse a si bien asservi l'Allemagne qu'elle nous a forcée de penser: Godeh était le moins allemand des Allemands.“ W sind erkannt, verstanden, durchleuchtet in solchen Worten. Es ist aussichtsreicher, mit einem Nichtdeutschen zu sprechen, der unser Wesen erfährt hat und der von uns fordert, daß auch wir uns zu unserem Werk bekennen, als mit denen, die geographische, sprachliche und geistige Grenzen leugnen und gefühlstrunken im Bruder zurufen, ohne uns Bruder sein zu wollen oder auch nur zu können. André Gide schreibt: „C'est une profonde erreur de croire que l'on travaille à la culture européenne avec des œuvres dénationalisées.“ Ein Dichter, ein Denker, ein Moralist, der das Erbe des klassischen Frankreichs in sich wirken fühlt und neu beleben möchte, empfindet trotz aller Ausnahme fremder Geistesgüter national. Es erweist sich gerade aus der Lektüre dieser ausgewählten Stücke, daß zwischen Rolland und Gide ein stärkerer grundsätzlicher Unterschied besteht als zwischen Gide und Barrès. Bezeichnend in diesem Sinne ist die warme Begrüßung der „Déracinés“ durch Gide im Jahre 1897, bezeichnend, was die einleitenden Worte über Nationalismus und die Nationalität zum Ausdruck bringen.

Der Band enthält auch eine Auswahl aus den epischen Werken André Gides. Liest man sie und man sich gute Stunden in Erinnerung, in denen man die Bücher zum ersten Male genöß, so begreift man, daß eine begeisterte Jugend in André Gide einen Führer sieht. Er krönt die Bewegung, die aus innerem Drange die klassizistische Tradition wieder aufgenommen und neu belebt hat. Sein Werk leuchtet durch die Zeit. Es fragt sich nur: ist es das Abendgold eines sinkenden Zeitalters oder der Morgen eines neuen Tages?

Mit einem gewissen Neid verfolgt der Deutsche die Zusammenfassung und Vereinheitlichung eines Teils des französischen Schrifttums. Was wir niemals erreichen zu sollen scheinen, wird jenseits des Rheins wieder einmal Wirklichkeit: der französische Geist gelangt unter bedeutender Führung zur Form. Hinzu kommt, daß der Verlag der „Nouvelle revue française“, wie hier schon mehrfach ausgesprochen wurde, in vorbildlicher Weise geleitet wird. Es fragt sich nur, ob alle Mitglieder des Gide-

leijes dauernd das Schauern im goethejchen Sinne als der Güter höchstes empfinden werden, d. h. ob die neu gefundene Form des franzöfijchen Geistes ſich als aufnahmefähig genug erweist, um alles Lebendige der Zeit in ſich einzulaffen und zu verarbeiten. Dem franzöfijchen Willen und der franzöfijchen Kraft zur Form droht der Tod der Erſtarrung. Oftmals iſt der franzöfijche Geiſt dieſen Tod geſtorben. Dieſe Gefahr tritt von neuem in Erſcheinung. Ihr ſteht, tröstend für uns, der unerſchöpfliche Reichthum des deutſchen Geiſtes gegenüber. Das alte Problem des franzöfijchen Geſetzes und der deutſchen Freiheit gewinnt neue Bedeutung. Gide fühlt das, indem er den Seinen zuruft: „Verſchleßt euch nicht vor der deutſchen Weite, der deutſchen Tiefe, dem deutſchen Überſchwang.“ Romain Rolland nimmt die Gefahr ernſter. Er lehnt für ſich und ſein Land alle geiſtigen Bindungen ab und fordert absolute Freiheit. Es hat ſich aber leider erwieſen, daß Rollands Kraft in den letzten Jahren — vielleicht, hoffentlich nur vorübergehend — ermattet iſt. Sein Schweigen in politijcis, ſein „Clérombault“ bezeugen das. Allein, wenn Rolland auch gerade in der Nachkriegszeit enttäuſchte, von anderer Seite erhebt ſich eine Oppoſition gegen André Gide. In dem neueſten Heft der „Cahiers d'aujourd'hui“ veröffentlichte Henri Béraud einen programmatiſchen Auffaß: „Ecrivains d'exportation“, der Beachtung verdient, weil hinter dieſem Unternehmen ein ernſter Wille ſteht, den die Nennnen George Besson und George Crès repräsentieren, über die hier ſchon mehrfach geſchrieben wurde. Im Namen dieſer Gruppe wendet ſich Béraud gegen Gide, ſeinen Kreis und ſeinen Verlag. Mit ſpitzer Ironie wird die Einheitlichkeit und das „Zueinander-Einſtehen der Leidliſten“ ſowie die großzügige buchhändlerijche Drückſation Gaſton Gallimards umſchrieben: „Tous ces snobismes trouvent leurs volontaires, même le snobisme de l'ennui, qui est, en quelque sorte, un snobisme huguenot. (Gide iſt Proteſtant.) Voilà qui peut tout expliquer. M. M. Claudel, Gide et Suarès plaisent, dans toute l'Europe à l'immense clientèle des pasteurs, uniquement parce qu'ils n'écrivent ni pour leur propre plaisir ni pour le plaisir d'autrui. Leur pensée porte redingote. . .“ Die Bosheiten gegen die „Bevorzugten der literariſchen Ausfuhr: Gide, Claudel, Suarès“, ziehen ſich über mehrere Seiten hin. Ich weiße nicht auf ſie hin, weil ich ſie mir zu eigen mache, ſondern weil die Taſſache zeitgeſchichtlich von Bedeutung iſt, daß in Frankreich ſelbſt ſich literariſche Gruppen bilden, die Gides „calvinijtiſchen Klaſſizismus“ beſchämen und ablehnen. Es ſind dieſelben Gruppen, die Ernest Seillières und René Gillouins herabſehende Formulierung der Romantik ſarkajiſch beſchmunzeln, weil gerade ſie Romantik, Freiheit, Individualismus wollen. Um in der neueſten franzöfijchen Terminologie zu ſprechen: die einen wollen die franzöfijche Welt rouſſeauifieren, die anderen ſie entrouſſeauifieren. Es mag einmal

wieder eine Zeit kommen, da dieſer Kampf hart auf hart ausgefochten werden muß. Im Augenblick aber haben dieſenigen, welche die einheitliche, geſchloſſene Form wollen, das Übergewicht. Unter den Rouſſeauijten ſehe ich keine Kraft von dem Werte, der Tiefe, der Geſchmeidigkeit wie André Gide. Aber die Rouſſeauijten mögen nur ohne redingote in die Arena treten und mit hochgeſchürzten Hemdärmeln ſich zum Kampfe bereiten. Wir werden die einzelnen Phafen des Ringens mit Spannung verfolgen und dem, der die ſchönſten Lieder dichtet, aus allen Weiten und Tiefen das Ergreifendſte auffängt, den Kranz zuwerfen.

Walter Harlan

Von Martin Havenstein (Schmargendorf-Berlin)

Daß Walter Harlan zu den nicht allzu zahlreichen deutſchen Schriftſtellern der Gegenwart gehört, die den Ehrennamen „Dichter“ verdienen, das iſt für mich ſeit langem eine ausgemachte Sache. Seine Werke tragen das ſicherſte Merkmal echter Poeſie an ſich: einen durchaus eigenen, ungemeynen und doch ungeſuchten Stil und — damit zuſammenhängend — eine beſondere, ſie von allen anderen Dichtungen unterſcheidende, dem Empfänglichen leicht fühlbare Stimmungsatmosphäre, die dem Werke des Nichtdichters mangelt, wie dem in Stettin hergeſtellten Bordeaux der Duft. Jeder Spruch und jede kleine Erzählung Harlans, ja, noch jedes Briefchen, das er ſchreibt, bringt einen Hauch dieſer Atmosphäre mit ſich, die ich ſonſt nirgends wiederfinde. A. erſten erinnert ſie mich hier und da noch an Mörike. Sie mit Worten auszudrücken, dazu mögen die Verſe aus einem Harlanſchen Gedicht dienen, das einen Sonntagspaziergang ſchildert:

„Lauter Sonntag war es hier,
Auch in den Gedanken.“

„Lauter Sonntag“ iſt es überall in Harlans Gedichten wie in allem, was er ſchreibt. Mir wird jedenfalls auf eine ganz eigene Weiße ſonntäglich zumute, wenn ich ihn leſe. Und das Merkwürdige iſt, daß gerade Harlan mehr und ausdrücklicher als jeder andere den Werktag preiſt und zur Werttätigkeit mahnt. Aber das iſt kein Widerſpruch zu dem Sonntagswesen ſeiner Poeſie, ſondern deſſen tieſter Grund. Denn dieſer echte Neulutheraner weiß eben das Wert, das Schaffen, die Arbeit um Gottesdienſt, zum einzigen Gottesdienſt und damit den Werktag und alſo alle Tage zum Sonntag zu machen. Seine ganze Poeſie iſt wie ein Glodenläuten zur Arbeit, zur zweckvollen Tätigkeit im Dienſte der Allgemeinheit, der Menſchheit, des „Allwillens“. Wenn man ihn liest, ſo iſt es, als ginge man durch